



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2003

Koloniale Texte: Das Beispiel des Philipp von Hutten

Kiening, Christian

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-92629>

Book Section

Originally published at:

Kiening, Christian (2003). Koloniale Texte: Das Beispiel des Philipp von Hutten. In: Puff, Helmut; Wild, Christopher. Zwischen den Disziplinen? Perspektiven der Frühneuzeitforschung. Göttingen: Wallstein Verlag, 187-204.

Zwischen den Disziplinen?

Perspektiven der Frühneuzeitforschung

Herausgegeben von
Helmut Puff und Christopher Wild

Sonderdruck



WALLSTEIN VERLAG 2003

ZWISCHEN DEN KULTUREN

CHRISTIAN KIENING

Koloniale Texte Das Beispiel des Philipp von Hutten

I.

Koloniale Texte lassen sich im einfachsten Sinne als sprachlich-literarische Zeichengefüge verstehen, welche die territoriale oder institutionelle, ökonomische oder kulturelle Dominanz einer auswärtigen Macht über indigene Völker begründen, bestätigen oder sichtbar machen. Es kann sich um offizielle oder nicht-offizielle, pragmatische oder nicht-pragmatische Texte handeln. Gesetze, Urkunden, Gerichtsakten und Protokolle begleiten die Prozesse der Kolonisierung, indem sie diese legitimieren und kontrollieren, dirigieren und korrigieren. Traktate liefern Argumente historischer oder juristischer, philosophischer oder theologischer Art. Briefe und Reiseberichte bieten Erfahrungen subjektiven, gleichwohl durch Augenzeugenschaft nobilitierten Charakters. Chroniken und Kosmographien stellen die Ereignisse in den größeren Kontext einer Geschichte der Entdeckung, Eroberung und ›Erschließung‹ fremder Welten.¹

Die verschiedenen Texttypen sind in je anderer Weise auf koloniale Situationen bezogen. Gleichwohl teilen sie verschiedene Gemeinsamkeiten. Als kommunikative Handlungen beschreiben sie nicht nur Sachverhalte, sondern schaffen sie auch Fakten, verhelfen sie Argumenten zur Durchsetzung. Als Repräsentationen von Macht operieren sie mit einer Differenz zwischen Beherrschern und Beherrschten, die sie sowohl stabilisieren wie inszenieren. Stabilisierung kann erfolgen durch Rückgriff auf autoritative, im Traditionswissen verankerte Oppositionen (Kultur / Natur, Zivilisiertheit / Wildheit, Ordnung / Unordnung, Geschichte / Geschichtslosigkeit). Inszenierung wird möglich durch den Charakter eines Mediums, das Differenz zugleich erzeugt und vorführt: Schrift ist – zumindest im Kontext der Neuen Welt – Ausdruck wie Möglichkeits-

1 Ania Loomba, *Colonialism/Postcolonialism*, London und New York 1998; *Colonial Discourse/Postcolonial Theory*, hg. von Francis Barker, Peter Hulme, Margaret Iversen, Manchester 1996.

bedingung der Überlegenheit über die schriftlosen Völker. Sie ist Zeichen der Überlegenheit und begründet diese zugleich als diskursive. Ebendadurch macht sie Differenz aber auch zum Gegenstand der Verhandlung. In der Schrift kann sich jene Spannung der Repräsentation entfalten, die den kolonialen Diskurs ausmacht: die Spannung zwischen Praktiken der Darstellung und Praktiken der Stellvertretung. Situationen, durch die eine absente Macht präsent wird, werden dargeboten in einem Medium, das die Präsenz in der Repräsentation zu bewahren, ihr Geltungsanspruch zu verleihen sucht.²

Ein Beispiel: Der Kolumbusbrief berichtet von Akten konkreter und symbolischer Landnahme und von Akten der Benennung. Er gibt sich aber auch selbst als Erscheinungsform der Macht zu erkennen. Der Text der Erstausgabe (Basel 1493) wird gerahmt von Zeichen der Herrschaft: Das erste Blatt zeigt das Wappen von Kastilien und Leon, das letzte König Ferdinand von Spanien mit den Wappen von Kastilien-Leon und Granada. Nicht der Entdecker steht im Mittelpunkt, sondern der Souverän, nicht die Erweiterung des Wissens, sondern die Ausdehnung des Machtbereichs. Die Zweitausgabe (Basel 1494) kombiniert den Brief gar mit der von Carolus Verardus stammenden *Historia Baetica*, die die Rückeroberung Granadas durch Ferdinand feiert.³ Auch im Druck von Vespuccis *Mundus novus*-Brief (dt. 1505 ff.) ist mit dem König von Portugal ein Souverän auf dem Titelblatt zu sehen. Doch beschrieben werden keine kolonialen Aktionen, sondern Lebensraum und Bewohner der Neuen Welt. Der Text situiert sich in der Matrix von ›Erfahrung‹ und ›Vermessung‹: Die proto-ethnographische Bestandsaufnahme des nunmehr definitiv als neu Erkannten wird gerahmt durch geographische und astronomische Abschnitte, die das Fremde in beinahe mathematischer Rationalität an das Vertraute anschließen sollen. Das Vertraute – das ist die Vorstellung der Reise als einer Pilgerschaft und einer Begegnung mit den Wundern der göttlichen Schöpfung. Unschuldigt ist diese Vorstellung sowenig wie der ethnographische Gestus: Zwar werden territoriale, institutionelle und ökonomische Aspekte weitgehend ausgeblendet, doch die Hervorhebung befremdlicher sexueller und ritueller Praktiken nährt die Sensationsgier und liefert Argumente für die (kulturelle) Superiorität

2 Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs, hg. von Robert Weimann unter Mitarbeit von Sabine Zimmermann (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1311), Frankfurt/M. 1997.

3 Michael Herkenhoff, *Die Darstellung außereuropäischer Welten in Drucken deutscher Offizinen des 15. Jahrhunderts*, Berlin 1996, S. 255–276.

der Europäer, die im kolonialen Diskurs Verwendung finden konnten.⁴ Da aber auf der anderen Seite Superioritätsvorstellungen fast alle (frühen) Texte über die Neue Welt prägen, scheint es sinnvoll, den Begriff des kolonialen Textes im präziseren Sinne für jene Texte zu reservieren, deren Entstehung in den unmittelbaren Kontext einer kolonialen Situation gehört oder deren rhetorische Praktiken der dezidierten Begründung einer Form von Dominanz dienen.

In jedem Fall gilt es, den unterschiedlichen Status der Texte zu bedenken. Diese besetzen je andere Positionen innerhalb des kolonialen Diskurses, der seinerseits keineswegs homogen ist. Schon seit dem frühen 16. Jahrhundert gibt es nicht nur Stimmen, welche die Eroberung und Kolonisierung überseeischer Regionen unter kultureller, ökonomischer oder religiöser Perspektive rechtfertigen. Es gibt auch Stimmen, zum Beispiel von Juristen der spanischen Spätscholastik, welche die Autorität des Papstes in Fragen weltlicher Herrschaft (Vertrag von Tordesillas 1494) anzweifeln und die Landnahme, Enteignung und Versklavung für illegitim halten. In den Neuen Gesetzen, den *Leyes Nuevas*, von 1542 finden diese kritischen Stimmen einen Widerhall.⁵

Die Inhomogenität des Diskurses wiederholt sich auf der Ebene der Texte, zumal der stärker literarisierten. Sie bringen sprachliche und gattungsgeschichtliche Konventionen mit theologischen und politischen Argumenten, aber auch mit geographischen und rhetorischen Mustern in spannungsvolle Verbindung. Sie werden so zu hybriden Texten, in denen die Leitdifferenz zwischen Eigenem und Fremdem immer wieder durchzogen und durchkreuzt wird von anderen Differenzen, die sich in der Eigendynamik der Zeichen eröffnen. Vielstimmige intertextuelle Bezüge, heterogene Argumentationsmuster, implikationsreiche Metaphern und Vergleiche erzeugen ein eigentümliches Schillern, das sich auch im Bezug auf koloniale Situationen nicht auflöst. Gerade im kolonialen Kontext spielen sich immer neue Balanceakte zwischen Eigenem und Fremdem ab. Indem das fremde Territorium nicht nur Station eines We-

4 Die Rezeption von Vespuccis Kannibalsmusschilderungen verfolgt Annerose Menninger, *Die Macht der Augenzeugen. Neue Welt und Kannibalen-Mythos 1492–1600*, Stuttgart 1995.

5 Richard Koneczke, *Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft* (Fischer Weltgeschichte 22), Frankfurt a.M. 1956, S. 27–41. Textsammlungen zu den verschiedenen kolonialen Situationen in: *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, hg. von Eberhard Schmitt. Bd. 3: *Der Aufbau der Kolonialreiche*, München 1986; Bd. 4: *Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche*, München 1988.

ges ist, den der Reisende durchläuft, sondern Ort der Entfaltung kultureller Produktion, ist diese Produktion, so eng sie sich an vertraute Praktiken anlehnen und so brutal sie sich das Fremde anverwandeln mag, von dem Ort, auf den sie referiert, gezeichnet. Sie stellt Beziehungen auf eine immerhin beschränkte Dauer und bedarf zu diesem Zweck einer Kontaktzone, in der Rechtshandlungen und Verwaltungsakte, Handelsvorgänge und Sinnstiftungen möglich sind, eines Zwischenraums, in dem die fremde Welt zur Anschlußwelt wird.⁶ In den Texten kann dies – auch wenn die Anderen keine »eigene Stimme« erhalten – zu Überlagerungen führen, welche die geläufigen Repräsentationen herausfordern.⁷

Schon im Kolumbusbrief stehen Verwertung und Verwunderung, einseitige Deklaration und Verständigungsversuch, Besitzergreifung und Austausch nebeneinander. Die Inselwelt ist zugleich Paradies der Natürlichkeit und Schatzkammer vielfältiger Ressourcen, der Autor zugleich Entdecker und Hermeneut, abendländischer Kulturheros und untertäniges Subjekt der spanischen Krone. Die Differenz zwischen Europäern und Indianern erweist sich als fluktuierend. Sie schließt sich am einen Ort und öffnet sich am andern. Die Eingeborenen gelten als bekehrungswillig und mutieren zu potentiellen Christen. Das radikal Andere verlagert sich auf die grausamen, imperialistischen, menschenfressenden Cariben, die schon von den Bewohnern Haitis zu Gegnern ersten Ranges stilisiert werden.⁸ Es vermehren sich die kulturellen Differenzen und mit ihnen die Sinnstiftungen und Subjektpositionen und letztlich auch die

6 Richard White hat dafür in einer minutiösen Untersuchung interkultureller Beziehungen im Bereich der Großen Seen den Begriff des »middle ground« zu Geltung gebracht: »the area between the historical foreground of European invasion and occupation and the background of Indian defeat and retreat«, wo »diverse peoples adjust their differences through what amounts to a process of creative, and often expedient, misunderstandings«; Richard White, *The middle ground. Indians, empires, and republics in the Great Lakes region, 1650-1815*, Cambridge u. a. 1991, S. X.

7 Zum Problem der »Übersetzung« zwischen Kulturen Talal Asad, »Übersetzen zwischen Kulturen. Ein Konzept der britischen Sozialanthropologie« [engl. 1986], in: *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, hg. von Eberhard Berg und Martin Fuchs (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1051), Frankfurt a.M. 1993, S. 300-334; s. auch Eric Cheyfitz, *The Poetics of Imperialism. Translation and Colonization from »The Tempest« to »Tarzan«*, New York, Oxford 1991; *Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen*, hg. von Anselm Haverkamp (Fischer 12783), Frankfurt/M. 1997; zu den Hybriditäten besonders Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*, London und New York 1993; dt.: *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000.

8 Vgl. Peter Hulme, *Colonial Encounters. Europe and the Native Caribbean*, London and New York 1986.

Vielfältigkeiten und Widersprüchlichkeiten kolonialer Situationen. Es entstehen Formen kolonialer Semiose: Übercodierungen, die an koloniale Praktiken der Machtausübung und -sicherung gebunden bleiben, aber die Uneinheitlichkeit der dabei verwendeten Repräsentationen ans Licht bringen.⁹ Als ab 1577 im Namen der spanischen Krone Fragebogen nach Mexiko geschickt wurden, um die genauere Erfassung und Vermessung des Landes voranzubringen, entstanden Karten, die teilweise dem europäischen Kartographiesystem, teilweise aber auch dem indigenen verpflichtet sind. Geometrische und symbolische Repräsentationen des Raumes existierten hier, zumindest für Momente und in einer Situation des Übergangs, nebeneinander.¹⁰

II.

Das Beispiel, auf das ich mich im folgenden konzentrieren will, liegt einige Jahre früher. 1550 erschien bei dem Drucker Philipp Ulhart in Augsburg eine Ausgabe mit langem Argumentumtitel:

Ferdinandi Cortesii. Von dem Newen Hispanien, so im Meer gegem Nidergang, Zwo gantz lustige vnnd fruchtreiche Historien, an den großmächtigsten vnüberwindlichisten Herren, Carolvm v. Römischen Kaiser &c. König in Hispanien &c. Die erst im M.D.xx. jar zügeschriben, in wellicher grundtlich vnd glaubwirdig erzelt wird, der Abentländern, vnnd sonderlich der Hochberümpften statt Temixtitan eroberung. Die andere im 1524. jar, Wie Temixtitan, so abgefallen, wider erobert, Nachmals andere herrliche Syg, sampt der erfindung des Meers SVR, So man für das Jndianisch Meer achtet. Darzū auch von vilen andern Landtschafften Jndiae, So erfunden von dem 1536. biß auf das 42. Jar. [...]

Es handelt sich um eine nach der lateinischen Übersetzung der spanischen Fassung angefertigte Verdeutschung des zweiten und dritten Briefes, den Hernán Cortés aus Mexiko an Kaiser Karl V. richtete. Koloniale

9 Zum Begriff der kolonialen Semiose Walter D. Mignolo, *The Darker Side of the Renaissance. Literacy, Territoriality, and Colonization*, Ann Arbor 1995.

10 Barbara E. Mundy, *The Mapping of New Spain. Indigenous Cartography and the Maps of the Relaciones Geográficas*, Chicago und London 1996; s. auch Inga Clendinnen, *Ambivalent Conquests. Maya and Spaniard in Yucatan, 1517-1570*, Cambridge 1987.

Texte par excellence: Sie schildern die Eroberung Mittelamerikas, die Niederwerfung der aztekischen Kultur, die Etablierung der spanischen Herrschaft. Als Verbindungsstück zwischen den beiden Briefen dienen zwölf Kapitel aus Petrus Martyrs vierter *Dekade über die Neue Welt*, die ebenfalls über Cortés berichten.¹¹ An die Briefe angehängt sind acht Kapitel, die nach Mitteilung des Druckers von einer ungenannten Person aus dem Umkreis König Ferdinands übermittelt wurden: ein Text »zümlich vnuerständlich und etwas vnformig teütscher Sprach, Art vnd Jdioma«, der aber angefügt worden sei, da auch er berichte »von Jndien, vilen Jnseeln, sonderlich aber von Spaniern, so im 1536., 37., 38. vnd biß aufs 42. Jar in Jndien gefaren«.¹² Genau genommen handelt es sich um (mindestens) zwei Texte: Die beiden letzten Kapitel haben als Urheber einen gewissen »Cansalue Ferrando von Quido«. Gemeint ist der spanische Chronist Gonzalo Fernández de Oviedo. Er berichtet dem italienischen Kardinal Pietro Bembo von der Expedition, die Francisco de Orellana 1541/42 von Ecuador aus den Amazonas hinab unternahm. Die Informationen stammen weitgehend wörtlich aus dem Tagebuch des Expeditionsteilnehmers Fray Gaspar de Carvajal. Der Brief wurde 1556 in der berühmten Reisesammlung *Navigazioni e Viaggi* des Ramusio auf italienisch publiziert und dann kaum verändert von Oviedo in seine große *Historia General y Natural de las Indias* übernommen.¹³

Die im Druck von 1550 vorangehenden sechs Kapitel haben ebenfalls, allerdings nur an vereinzelten Stellen, Briefcharakter. Als Abfassungsdaten werden der 20. Oktober 1538 und der 16. Januar 1540 erwähnt, als Abfassungsort Coro in Venezuela. Ein Absender wird ebensowenig genannt wie ein Adressat. Doch sind beide aus anderen Quellen erschließbar. Der Hauptteil der Kapitel stimmt mit einem langen Schreiben überein, das der fränkische Adlige Philipp von Hutten 1538 an seinen Vater richtete. Dieses Schreiben liest sich über weite Strecken selbst wie ein Auszug aus einem Expeditionstagebuch; erst am Ende tritt ein Ich stärker in Erscheinung. Die Druckversion baut das Ende aus: Sie schließt mit

11 Petrus Martyr de Angleria, *Opera. Legatio Babylonica. De orbe novo decades octo. Opus epistolarum*. Introduction Erich Woldan, Graz 1966; außerdem: Peter Martyr von Anghiera, *Acht Dekaden über die Neue Welt*, übersetzt, eingeführt und mit Anmerkungen versehen von Hans Klingelhöfer, 2 Bde. (Texte zur Forschung 5/6), Darmstadt 1972/75.

12 Neuausgabe in: *Das Gold der Neuen Welt. Die Papiere des Welser-Konquistadors und Generalkapitäns von Venezuela Philipp von Hutten 1534-1541*, hg. von Eberhard Schmitt und Friedrich Karl von Hutten, ²Berlin 1999 (Zitate daraus im folgenden nur mit Seitenzahl im Haupttext).

13 Ebd., S. 80 f.

Passagen, die streckenweise Parallelen in anderen (im Familienarchiv erhaltenen) Originalbriefen besitzen – Briefe, die häufig auch von den persönlichen Motiven des Aufenthalts in Venezuela sprechen, was wiederum keine Aufnahme in den Druck fand. Es gab also mehrere Versionen der Texte, variierend in der Ausführlichkeit und der Mischung subjektiver und objektiver Elemente, gerichtet an verschiedene Adressaten. Der Brief, den Huttens Vater vielleicht kurz vor seinem Tod zu lesen bekam, dürfte in etwas anderer Form Mitgliedern des Indienrates oder Personen aus dem Umkreis König Ferdinands oder Bartholomäus Welsers vorgelegen haben, von wo aus er in den Druck gelangte. Mit einer Zirkulation seiner Texte rechnete schon Hutten selbst: Seinen Brief an den Kaiserlichen Rat Matthias Zimmermann (23. Februar 1535) beschloß er mit drei in Geheimschrift geschriebenen Zeilen, deren Information dem primären Adressaten vorbehalten bleiben sollte (und bis heute nicht entschlüsselt ist).¹⁴

Situieren sich die Briefe im Schnittpunkt familiärer, unternehmensbezogener und kolonialpolitischer Interessen, so repräsentiert die Ausgabe von 1550 eine für die Zeit typische Gemengelage: Den Anhang eines über eine lateinische Zwischenstufe verdeutschten Konquistadorenberichts bildet ein unter entstelltem Namen laufender Chronistenbericht, der seinerseits auf einem ungenannten Augenzeugenbericht basiert und mit einem weiteren Augenzeugenbericht zusammenhängt, dessen Verfasser ebenfalls ungenannt bleibt. Ähnliche Tradierungsphänomene sind seit dem Kolumbusbrief immer wieder zu beobachten. Texte werden weitergereicht und für verschiedenste Kontexte aufbereitet – mit dem Ergebnis, daß gelegentlich die Übersetzung vor dem Original im Druck erscheint oder diesem nähersteht als ein veränderter Abdruck. Die Konsequenzen für die Textensembles sind mehrere. Zum ersten: Die Subjektpositionen verwischen sich. Das Ich des Cortés geht über in das Ich des unbekannten Autors, der schließlich als »Cansalue Ferrando von Quido« bezeichnet wird, welcher seinerseits hie und da die Position des sammelnden Chronisten von der des beteiligten Gewährsmanns nicht zu trennen scheint. Zum zweiten: Die Textsorten changieren. Was Brief war, kann chronikalische Züge annehmen, der Bericht wiederum durch Umsetzung in die Briefform den Erzähler wechseln. Zum dritten: Die Regionen verlieren an Trennschärfe. Der Fluß Maragnone meint im Hutten-Text den Orinoco, im Oviedo-Text den Amazonas. Das fällt insofern aber kaum ins Gewicht, als auch die Phantasmen, mit denen die Konquistadoren leben, die Widrigkeiten, mit denen sie kämpfen, überwiegend die gleichen sind:

14 Ebd., S. 96.

Hier wie dort garniert die Idee männerlos lebender kriegerischer Frauenvölker, aus der Alten in die Neue Welt transponiert, die auf den kruden Überlebenskampf reduzierten Züge durch Dschungel und Sümpfe.

Daneben gibt es auch Unterschiede. Den Mythos vom Vergoldeten, El Dorado, bietet Oviedo, der Chronist, in kritischer Perspektive.¹⁵ Hutten dagegen, der Beteiligte, hält an der Suche nach Gold durch alle Briefe hindurch fest. Er war 1534 nach Venezuela aufgebrochen, weil die Region, die seit 1528 unter der Statthalterschaft der Augsburger Welser stand, ungeahnte Möglichkeiten zu bieten schien, Reichtum und Ruhm zu erlangen.¹⁶ Die spanische Krone, bemüht, die in Übersee eroberten Gebiete (Mexiko, Peru) an die europäischen Machtzentren anzuschließen, um so die (erhofften) kolonialen Ressourcen effizient verwerten zu können, hatte sich aufgrund fehlender Mittel gezwungen gesehen, Nutzungsprivilegien an private Gesellschaften oder Einzelpersonen abzutreten. Deren Eigeninteresse sollte der Kolonisierung des Landes zugute kommen. Daß im Falle Venezuelas ein Kronvertrag mit den Welsern geschlossen wurde, ist kein Zufall. Das Augsburger Handelshaus hatte durch sein Finanzvermögen schon 1519 bei der Wahl Karls V. zum Kaiser und im folgenden bei dem sich ausweitenden Überseehandel eine wesentliche Rolle gespielt. Der Vertrag sprach den Welsern die Statthalterschaft samt allen Nutzungsrechten zu, wofür sie sich im Gegenzug verpflichteten, Siedlungen, darunter drei Festungen, anzulegen, Land an Kolonisten zu vergeben, »eine geregelte Administration« einzurichten, »die Indios dem katholischen Glauben und dem spanischen Untertanenverband zuzuführen«.¹⁷ Der Erfolg war mäßig. Die spanischen und deutschen Konquistadoren waren mehr an schnellem Gewinn als an dauerhafter Niederlassung interessiert. Sie suchten Gold oder andere Edelmetalle und unternahmen aufwendige Züge ins Landesinnere, von denen sie, dezimiert und zerrüttet, blutige Schneisen hinterlassend, nach Coro zurückkehrten.¹⁸ So auch

¹⁵ Ebd., S. 88.

¹⁶ Zur historischen Situation Juan Friede, *Los Welser en la Conquista de Venezuela*, Caracas/Madrid 1961; Urs Bitterli, *Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*, München 1992, S. 286–308; minutiöse Rekonstruktion jetzt bei Götz Simmer, *Gold und Sklaven. Die Provinz Venezuela während der Welser-Verwaltung (1528–1556)*, Berlin 2000 (zu Hutten bes. S. 454–482, 531–566, 595–604 sowie Register).

¹⁷ *Gold der Neuen Welt* (Anm. 12), S. 20.

¹⁸ Zu den goldverarbeitenden Kulturen des nördlichen Südamerika vgl. den Ausstellungskatalog: *El Dorado. Das Gold der Fürstengräber*, Berlin 1994; zur Suche nach El Dorado: Beatriz Pastor Bodmer, *The Armature of Conquest. Spanish Accounts of the Discovery of America, 1491–1589*, Stanford 1992, bes. Kap. 4.

Hutten. Drei Jahre lang durchquerte er mit Georg Hohermuth von Speyer unter abenteuerlichsten Bedingungen unwegsames Land. 1540 erhielt er das Amt des Generalkapitäns von Venezuela und sah sich doch immer noch nicht am Ziel: Der große Fund war ausgeblieben. 1546 wurde er im Zuge einer Intrige ermordet. Das Gouverneursamt übernahm der Sonderbevollmächtigte des Indienrats, Juan Pérez de Tolosa, woraufhin die Welser fast allen Einfluß verloren. Zehn Jahre später wurde ihnen offiziell die Statthalterschaft durch den Indienrat entzogen.¹⁹

Die koloniale Episode des Welser-Engagements in Venezuela hat in zahlreichen Texten – Petitionen und Prozeßakten, Rechenschaftsberichten und chronikalischen Aufzeichnungen – Spuren hinterlassen. Manche stammen aus der Feder von Kaufleuten oder Abenteurern, die in der Ferne ihr Glück suchten: Der Florentiner Galeotto Cei trieb in Coro Handel und geriet eher unfreiwillig in Konquistadorenunternehmen hinein. Er wurde jahrelang an der Ausreise gehindert und hat seine Erlebnisse in einem Bericht festgehalten.²⁰ Der Lindauer Titus Neukomm kam mit den Fuggern nach Coro, beteiligte sich aber nicht am Konquistadorenzug. Er blieb in der Stadt, um die Geschäfte weiterzuführen, die Bücher auf dem laufenden zu halten. In einem Brief an Bruder und Mutter versuchte er, offen für die fremde Lebenswelt, seine Eindrücke zu vermitteln; sogar eine selbstverfertigte Zeichnung eines nackten Indianers legte er bei.²¹ Die Konquistadoren, die sich in ihren Berichten nicht selten auf die offiziellen Expeditionstagebücher stützten, hatten für dergleichen weniger Sinn. Esteban Martín, Hauptmann des ersten Welser-Statthalters Ambrosius Dalfinger, schildert zwar ein idyllisches Miteinander von spanischen Söldnern und Indios.²² In der Regel aber dominiert der militärische Blick. Nikolaus Federmann, auf das Erreichen des sagenhaften Goldlandes fixiert, verzeichnet gewissenhaft die zahlreichen Völker, denen er auf seiner Expedition begegnet. Doch das Interesse gilt dem Pragmatischen: Kann man sich mit den Anderen verständigen, sind sie Freunde oder Feinde, Helfer oder Hindernisse?²³

¹⁹ Vgl. *Tod am Tocuyo. Die Suche nach den Hintergründen der Ermordung Philipps von Hutten, 1541–1550*, hg. von Eberhard Schmitt und Götz Simmer, Berlin 1999.

²⁰ Galeotto Cei, *Viaggio e relazione delle indie (1539–1553)*, hg. von Francesco Surdich, Rom 1992.

²¹ Franz Joetze, »Brief eines Lindauers aus Venezuela vom Jahre 1535«, in: *Forschungen zur Geschichte Bayerns* 15 (1904), S. 271–278.

²² Bitterli (Anm. 16), S. 289; vgl. allgemein Eva Stoll, *Konquistadoren als Historiographen. Diskurstraditionelle und textpragmatische Aspekte in Texten von Francisco de Jerez, Diego de Trujillo, Pedro Pizarro und Alonso Borregán*, Tübingen 1997.

²³ N. Federmanns und H. Stadens Reisen in Südamerika 1529 bis 1555, hg. von Karl

Philipp von Hutten geht in die gleiche Richtung. Auch er zeigt sich in seinen Briefen weder als Ethnograph noch als Geograph. Auch er zielt auf keine Systematisierung der Fremde. Zwar gibt er in einem Schreiben an den Vater (31. März 1539) an, nicht finanzielle Aussichten hätten ihn zu seiner Reise verlockt, vielmehr »allein ein sonderlicher Lust, so ich vor langer Zeit gehabt, dünckt mich auch, wäre nicht in Ruhe gestorben, wo ich Indien nicht gesehen« (S. 126). Doch Gewinn von Gold und Ehre steht in den Briefen im Vordergrund. Entdecken und Erobern fallen meist zusammen. Venezuela ist primär Ort einer materiellen Verheißung, die sich immer wieder entzieht, immer neue Anläufe erfordert. Der erste große Versuch war die dreijährige Entrada unter dem Kommando des Georg von Hohermuth. Drei Schreiben des Jahres 1538 berichten in unterschiedlicher Länge und in manchmal wörtlichen Übereinstimmungen von den Ereignissen während des Zuges: am ausführlichsten der Brief an den Vater, etwas geraffter der an den kaiserlichen Rat Matthias Zimmermann, als Kurzversion der an den Nürnberger Freund Georg Geuder. Sichtbar wird in jeder der Versionen (wie auch bei Federmann), warum das Kolonisierungsprojekt aus spanischer Sicht scheiterte und die deutschen Aktivitäten in Venezuela keine Fortsetzung fanden: Die Konquistadoren wurden nicht zu Kolonisatoren. Sie betrieben keine Siedlungspolitik. Ihr Interesse für Land und Leute beschränkte sich auf den unmittelbaren Kontext des eigenen Handelns und der eigenen Ziele.²⁴

Die wenigen zusammenhängenden Bemerkungen, die Hutten der indigenen Bevölkerung widmet, finden sich kaum zufällig in dem schon erwähnten Brief an Matthias Zimmermann, der noch vor dem Aufbruch zur großen Entrada entstand, auch hier eingebettet in Abschnitte, die den Problemen und Chancen der Entrada gelten:

Klöpffel, Stuttgart 1859 (Bibliothek des Litterarischen Vereins 47); Juan Friede, *Vida y Viajes de Nicolás Federman. Conquistador, Poblador y Confundador de Bogotá*, Bogotá 1960; Bernhard Jahn, *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Pilgerberichten, Amerikareisebeschreibungen und Prosaerzählungen* (Mikrokosmos 34), Frankfurt a.M. u. a. 1993, S. 199–215.

²⁴ Eine späte Heroisierung der Leistungen der Welser-Konquistadoren wurde nicht zufällig im Zeitalter eines aggressiven und expansiven Nationalismus betrieben; in populärer Form: Otfried von Hanstein, *Auf der Jagd nach dem goldenen Kaziken. Die erste Kolonie der Welser in Venezuela 1527 bis 1555*, Leipzig 1929; Erich Reimers, *Die Welser landen in Venezuela*, Leipzig 1938; in wissenschaftlicher Form: Georg Friderici, *Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer. Einleitung zur Geschichte der Besiedelung Amerikas durch die Völker der Alten Welt*, Bd. 2, Berlin 1936, S. 258–317.

Ist ain bestialisch arm Volck, gantz nacket, barhaupt vnd barfuß. Die Frauen bedecken ir Scham mit aym Duch hinten vnd fornien wie schier ain Batbruch, die Menner haben ain Callabassa wie ain Horn, do si nit den halben Thail einthun, dan sie lassen die Hoden hangen. Ir Muntz ist claine subtile Paternosterle, die sie von Merschulpen machen, welche Muntz auch hie unter den Cristen gilt. Messen es nach der Leng aus, gilt von der Handt biß an den Ellenbogen anderthalben Real. Ist gar wenig gemuntzt Gelts hie vnter den Cristen. Hoff aber, ßol besser werden. (S. 94)

Wie bei vielen Amerikaberichten ist das primäre Kennzeichen der Indios in europäischer Perspektive ihre Nacktheit. Der Umgang mit Körper und Geschlecht dient als Ausweis der Nähe oder Ferne zum Naturzustand, als Anhaltspunkt für eine Situierung der Indigenen im Zwischenraum zwischen wilden Tieren und zivilisierten Menschen: »bestialisch« sind sie und doch nicht ohne Ansätze von Kultur, »gantz nacket« und doch mit Praktiken der Verdeckung der Schamteile vertraut. Auch die von den Indios hergestellten und als Währung benutzten Muschelperlenschnüre stiften Verbindungen zwischen Alter und Neuer Welt, die die generelle Opposition zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht aufbrechen: Die Schnüre werden auch von den Europäern benutzt und nach einem Körpermaß in spanische Real umgerechnet. Der Druck von 1550 fügt weitere Elemente hinzu, schwankend auch sie zwischen global konstatiertem Mangel und lokal beobachtetem Vorhandensein kulturstiftender Tätigkeiten: Hieß es zunächst, es gebe kein Brot in Coro, wird wenig später die Herstellung ungesalzenen Maisbrotes beschrieben und die Existenz von Maniokwurzelbrot erwähnt.

Die wenigen Zeilen zeigen beispielhaft die Hybridität des kolonialen Textes. Fremde Völker werden in erster Linie durch Negationen (Abwesenheit von Kultur), in zweiter dann auch durch Positivitäten (Spezifika fremder Lebenswelten) charakterisiert. Der Zuschreibung von Stereotypen folgt die Heraushebung von Besonderheiten, der Abgrenzung die Beziehungstiftung. Schon traditionell standen in den Orientreiseberichten Momente der Annäherung und der Distanzierung nebeneinander. Das Wechselspiel wiederholt sich im Umgang mit der Neuen Welt, und es ist auch hier in der Regel kein ungewolltes: Es profiliert die Fremde als Kontaktzone, ungesichert noch, aber aussichtsreich. So wie die Kolonisatoren die Indios brauchen, um sich im Unwegsamen behaupten zu können, so brauchen die Texte sie, um Fremdheit zu erzeugen und zugleich als beherrschbar ausweisen zu können.

Auch in Huttens Briefen über die Entrada stehen traditionelle Muster

und situative Details Seite an Seite. Einerseits wird durch Hinweise auf Kannibalismus und Amazonenherrschaft die Fremde zu einem mythischen Terrain der Inversion und Perversion. Andererseits und manchmal im gleichen Atemzug wird in Beschreibungsminiaturen das für Reiseberichte charakteristische ethnographische Register aktiviert und tritt ein Volk für Momente aus der Allgemeinheit heraus:

Diese Tschokos wonen in aym Land, lauter Holtz vnd berget, aber fruchtbar an Mahiz vnd Iucka. Aber weder Visch noch Fleisch; essen selbs ainander. Habent mit allen iren Nachbaurn Krig. Haben kain Gold, begeren a(uch kai)nes. Vast werhafft Volck, haben kain Bogen, nit dan Rodelas von Holtz vnd Dardos, ßo Fueß vor Fues mit vns stehen. Vnd vns gar wenig furchten, sunderlich wo kain Pfferd vorhanden sein, wie man dan die in irem Land aus Vrsach des Gehultz vnd Berg nit brauchen kan. (Brief an Matthias Zimmermann, 30. Juli/Okt. 1538; S. 103)

Das punktuelle Innehalten im Nachvollzug des Wegs der Entrada bezeugt nicht schon das kulturelle Interesse des teilnehmenden Beobachters. So wie in der vorher zitierten Stelle die Beschreibung sich schnell auf kommerzielle Aspekte (Muschelperlengeld) verengte, so zielt sie hier auf militärisch-strategische: Gegebenheiten des Geländes, Wehrhaftigkeit der Einheimischen. Das Quantitative (Zahl, Stärke) ist aufs Ganze gesehen wichtiger als das Qualitative. Die Indios treten nicht einzeln hervor, sondern in der Menge: als Stückzahlen. Sie repräsentieren den mehr oder weniger großen Widerstand, den die Europäer zu überwinden haben, und zugleich die Hilfsmittel, die bei der Überwindung des Widerstands nötig sind. Huttens Begriff für den Sachverhalt ist: »Friedemachen«. Unter dem Deckmantel der Äquivalenz bezeichnet der Begriff Praktiken, die der Sicherung der Überlegenheit und des Vorwärtkommens dienen: Man nimmt, an einen Ort kommend, den Kaziken oder andere Indianer gefangen, läßt sie dann wieder frei und beweist so die eigene freundliche Gesinnung. Das ist Voraussetzung, willige Helfer zu rekrutieren, die den Söldnertrupp verpflegen, als Träger dienen, Informationen liefern und im Idealfall die Verbindung zum jeweils benachbarten Volk anbahnen. Immer wieder läßt der Text die gleiche Handlungsfolge ablaufen:

Zog aus mit gedachten Volck den 18. Tag Augusti, zogen in ein Poble Areras genannt, funden kein Indier, zogen den andern Tag in ein groß Poble Hamaritarj genannt, entliefen fast die Indier alle, fingen doch den Casicus mit etlichen Indiern, die ließ der Gubernator ledig, ver-

meinde Fried mit ihnen zu machen, kamen aber nicht wieder. Den 20. Tag im Feld, den 21. Tag in ein groß Poble Sassaritatj genannt, fingen etlich Indier, auch ein Casicus, der sagt uns von grossem Reichtum. Funden aber darnach, daß es alles erlogen. Ward ausgeschiedt Sancta Crux, der bracht 28 Stuck, wurden ausgetheilt. Mochten hie Wasser halben nicht fort, musten wieder zuruck an das Gebürg schlagen. Zogen den 3. Tag Septembris von dannen an ein Rivier, den 4ten Tag im Feld, den 5ten Tag in ein klein Poble, den 6ten Tag im Feld, den 7ten Tag durch viel bößer Päß und zuletzt an ein Rivier Kußj genannt, darüber wir alle unßere Troß und Indier aus Ursach des gestrengen Lauffs und Tiefe auf den Pferden mit großer Mühe und Gefährlichkeit führen musten. Lagen in einem Poble Aythaima genannt. Lagen hie 3 Tag. Den 11. von dannen im Feld. Den 12. Tag in einem Poble, funden da etlich Machilz, zogen über ein große Rivier Wonnabonarj genannt, darin uns ein Christ ertranck. (Brief an Bernhard von Hutten, 20. Okt. 1538; S. 108)

Produktionsbezogen mögen Passagen wie diese darauf verweisen, daß Hutten sich bei der Abfassung des Briefes an einem (nicht erhaltenen) Expeditionstagebuch orientierte. Funktionsbezogen können sie als Versuch interpretiert werden, den mühsamen, oft monotonen Weg wiederzugeben, auf dem die Konquistadoren sich vorwärtskämpfen. Keine poetisch verbrämten Abenteuer werden geboten, statt dessen protokollartige Aufstellungen, die den Brief als Dokument der Anstrengung erweisen, welche unternommen wurde, um das große Ziel zu erreichen. Aus dem Rückblick betont Hutten, gleichlautend fast in verschiedenen Schreiben, die Strapazen der Entrada. Dschungel und Kälte, Hunger und Durst, Kampf und Krankheit hätten den Weg zur beständigen Probe auf die Belastbarkeit von Physis und Psyche gemacht. Von Ungeziefer und allerlei merkwürdigem Getier habe man sich ernährt. Sogar zu Akten des Hungerkannibalismus sei es gekommen.

Schon Kolumbus hatte das Auffinden von Goldschätzen als göttliche Belohnung des eigenen Tuns verstanden. Wo es versagt blieb, schrieb er dies einem verfehlten Verhalten zu, etwa der übergroßen Habgier der eigenen Männer.²⁵ Auch Hutten spricht davon, daß Gott die Entdeckung von Gold noch nicht gewährt hätte, und macht zugleich die eigenen Anstrengungen zu einer Art Leistungsausweis für die erhoffte Belohnung.

25 Anthony Pagden, *Das erfundene Amerika. Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*, München 1996, S. 34.

Doch berührt er in der Schilderung der Anstrengungen, wie der Hungerkannibalismus zeigt, auch kritische Punkte. Drohen im Angesicht des Extremen Unterschiede zwischen Christen und Indianern zu verschwimmen, werden Gesten sprachlicher Distanzierung nötig: Vom Wir wechselt Hutten zu einem unpersönlichen Passiv oder zur dritten Person (»die armen Christen«); erst als es um den Kauf eines Hundes geht, ist das Ich wieder präsent.²⁶ Das Ziel der textuellen Bewegungen ist klar. Der Weg des Konquistadors soll als Leidensweg erscheinen, der sogar festgefügte kulturelle Grenzen ins Wanken bringt und den Horror des Kannibalismus als verzerrtes Spiegelbild im Eigenen aufscheinen läßt – aber eben nur punktuell: Die Tat beschränkt sich auf einen Teil der Gruppe und findet, im Text, keine Wiederholung. Sie bezeichnet einen Tiefpunkt, der nukleushaft die Dramatik der südamerikanischen Aktionen zu erkennen, aber, insofern er überwunden ist, auch zu neuen Hoffnungen Anlaß gibt.

Als Gegenpunkt zum Modell kultureller Entartung entwirft Hutten, in direktem Anschluß, das Modell göttlicher Auserwähltheit. Ein Segen begleite die sich in Coro aufhaltenden Christen und lasse ihre Wunden, so Gott um Hilfe angerufen werde, in wenigen Tagen heilen. Hutten führt ihn zurück auf die sagemumwobene Expedition des Pánfilo de Narváez nach Florida, die nach mehreren Unglücksfällen nur wenige Teilnehmer überlebten. Sie schlugen sich jahrelang (1530–36) bei verschiedenen Völkern durch und erwarben sich – durch Handauflegen und Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit – Ruhm als Wunderheiler. Cabeza de Vaca, 1540 von Karl V. mit dem Posten des Gouverneurs von Rio de la Plata betraut, hat die Ereignisse in eine packende Schilderung verwandelt, die 1542 erstmals selbständig im Druck erschien und bald darauf von Oviedo in seine *Historia general y natural* aufgenommen wurde.²⁷

26 Brief an Bernhard von Hutten, 20. Oktober 1538; *Gold der Neuen Welt* (Anm. 12), S. 121: »Gott allein und die gemein, so es versucht haben Wissen, was Noth und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen 3 Jahren erlitten haben. Ist zu verwundern, daß es menschlich Körper so lang haben ertragen mögen. Ist ein Grau, was Ungeziefers als Schlangen, Krotten, Heydexten, Ottern, Lacerdas, Wurmkräut und Wurzel, auch viel einerley Geschlecht und unachtende Speiß die armen Christen auf diesen Zug gessen haben. Auch etlich wider die Natur Menschenfleisch gessen haben, nemlich ward ein Christ gefunden, so ein Viertel von einem jungen Kind mit etlichen Kräutern kocht hat.«

27 Alvar Núñez Cabeza de Vaca, *Naufragios*. Edición, introducción y notas de Trinidad Barrera (El libro de bolsillo 1143). Madrid 1985 u. ö.; Alvar Núñez Cabeza de Vaca, *Schiffbrüche. Bericht über die Unglücksfahrt der Narváez-Expedition nach der Südküste Nordamerikas 1527–1536*. Übersetzung, Einleitung und wissenschaftliche Bearbeitung von Franz Termer, Haar bei München 1963.

Im Jahr 1538, da Hutten seine Entrada beschrieb, dürfte die Geschichte mündlich verbreitet gewesen sein. Der fränkische Konquistador benutzt sie als Gründungsurkunde für jenes göttliche Heil, das auch jetzt über den Christen schwebe und selbst schwerste Verletzungen heilen lasse. Wenige Seiten zuvor hatte er die Annahme der Indios, es gebe in den Bergen ein Volk, »so nicht sterben und Immortales seyn« (S. 118), als »unnatürliche Torheit« bezeichnet. Nun schreibt er nicht viel anderes den Christen zu: »Es haben die Christen so großen Trost in diesem Segen, daß sie dünckt, unsterblich seyn, dann dieweil dieser Segen unter uns gewesen ist, hat man kein Christen von Wunden sehen sterben, welcher zur rechten Zeit gesegnet gewesen ist« (S. 122). Auch hier stehen Gesten auktorialer Distanzierung (»sie dünckt«) und Einbeziehung (»unter uns«) nebeneinander. Hutten berichtet zwar nicht, er selbst sei geheilt worden, unternimmt aber alles, das »Wunder« glaubhaft zu machen: Um keine Fabel handle es sich, denn der Bericht der Christen, die unter den Indios »nackend und bloß« gelebt hatten, würde durch die Augenzeugen der Indigenen und durch das Beichtsakrament gestützt. Damit soll die gegenwärtige Heilssituation durch eine mehrfach beglaubigte Ursprungssituation nobilitiert, zugleich der Ursprung mit Hilfe einer Transformation auf die Gegenwart bezogen werden. Die zunächst Betroffenen und Geheilten waren ja Indios, nun geht es darum, daß auch die Europäer an der Heilung partizipieren. Das Erlebnis der Männer um Cabeza de Vaca wird zur Allegorie der kolonialen Situation: Die Möglichkeit, sich aus der Gefahr, in der indigenen Welt aufzugehen, zu befreien, ja diese Gefahr in einen Gewinn umzumünzen, betrifft die Konquistadoren im allgemeinen, das Heilungswunder ist deshalb eine Sinnfigur besonderer Güte.

Und doch ist das Wunder, wie Hutten es in Szene setzt, ein eigentümliches. Es basiert auf dem Zusammenspiel menschlicher Aktivität und göttlicher Barmherzigkeit. Es bedarf nicht nur der Geheilten, sondern auch der Heiler – Hutten bringt sie mit den Aposteln in Verbindung, die Tote auferweckt, Taube, Blinde und Lahme geheilt hätten. Er deutet aber auch an, daß die Indios ihre Retter wie Sonne und Mond verehren würden. Das Wunder ist also ein christliches und nicht-christliches zugleich. Es erhöht die Überlebenschancen in der Fremde, zieht aber den Konquistador nur noch tiefer in diese hinein. Es vermittelt – so auch die syntagmatische Logik des Briefs – zwischen den Qualen und Enttäuschungen des Weges einerseits, den Aussichten und Hoffnungen andererseits. Nach der geschilderten Episode fährt Hutten fort: »Es ist Wunder, was man teglich für neue Lender aufdeckt« (S. 122). Auch Entdeckungen sind Wunder. Ihnen gilt alle Erwartung. Ihnen gilt es sich auszusetzen. Ge-

sundheit ist dabei von Vorteil und als Gottesgabe deutbar: »Der Gubernator rüst sich itzund wieder, ein Zug zu thun, hoff ich mit im zu ziehen, wo mir Gott Gesundheit verleyht, dann dieweil ich im Land bin, will ich sehen, wo es nauß will« (S. 122).

Im Wechselspiel von Nähe und Distanz versuchen Huttens Texte, einerseits die Grenzerfahrungen der Entrada zu vermitteln, andererseits Zweifel an der Notwendigkeit, im Land zu bleiben, auszuräumen. Als er nach dem Tod des Vaters (1539) von seinem Bruder Moritz, Domprobst zu Würzburg,²⁸ aufgefordert wird, zurückzukehren und den Fortbestand der Familie zu sichern, sieht er sich gezwungen, seine Motivation genauer darzulegen. Zentral ist der Begriff der Ehre. Der Amerikafahrer zeigt sich nicht als Abenteurer und Goldsucher, sondern als Adliger, der sein Glück machen und erst nach Verbesserung seiner Position die Fremde verlassen will. Zwar gibt er offen zu, daß die bisherigen Unternehmungen noch nicht den gewünschten Erfolg brachten. Auch der kurze Überblick über verschiedene spanische Aktionen in Süd- und Mittelamerika liest sich eher wie eine Geschichte von Katastrophen als eine Geschichte von Triumphen.²⁹ Doch der grundsätzliche Sinn des Aufenthalts in Venezuela steht außer Frage. Schon die erste Entrada erscheint als nur knapp gescheiterte: Hätte man nicht, so heißt es verschiedentlich, um Haaresbreite den auf einem anderen Zug befindlichen Federmann verpaßt, wäre das Ziel vielleicht schon erreicht gewesen.³⁰ Die Hoffnung auf das baldige Auffinden des Goldreichs wird davon nicht getrübt. Sie verschiebt sich auf den nächsten Zug und legitimiert das Verweilen. Hutten kombiniert die Figur des sozial notwendigen Erfolgs mit der Figur des zeitlichen Aufschubs und hält auf diese Weise die eigenen Ansprüche und die der Familie in der Schwebe.

Begründungen müssen dann mal so, mal so ausfallen. Wenn es darum geht, die Sorge der Familie um den Venezuelareisenden zu besänftigen, verweist Hutten auf die eigene solide Konstitution und die wunderbaren Heilungen. Wenn es aber darum geht, Heiratsansprüchen zu begegnen, stellt er sich als jemand dar, mit dem, sollte er in die Heimat zurückkehren, nicht viel anzufangen wäre. Magdalena von Obritschan, Hoffräulein der Königin Maria von Ungarn, hatte zu verstehen gegeben, daß sie auf

28 Zu ihm vgl. Karl Ried, *Moritz von Hutten Fürstbischof von Eichstätt (1539-1557) und die Glaubenspaltung*, Münster 1925.

29 Brief an Moritz von Hutten, 16. Januar 1540; *Gold der Neuen Welt* (Anm. 12), S. 133 f.

30 Brief an Bernhard von Hutten, 20. Oktober 1538 (*Gold der Neuen Welt*, S. 120); Brief an Georg Geuder, 20. Oktober 1538 (*Gold der Neuen Welt*, S. 124 f.).

»ain indianischen Man« warten wollte. Huttens Antwort: »Wolt ich irwarlich nit ratten, dan die Arbait vnd Not ist ßo groß vnd vnerhort in diesen Landen, das dieienen, ßo naus komen, ob schan etliche Gold bringen, sein sie doch baß in ain Spital geschickt, dan iunge Weybe ze nemen« (S. 104). An anderer Stelle versucht er aber auch, um seine moralische Integrität zu wahren, den Gedanken an eine mögliche Verbindung zwischen europäischen Männern und indianischen Frauen im Keim zu ersticken (Brief an Moritz von Hutten, 16. Jan. 1540; S. 131).

III.

Immer wieder zeigen sich in Huttens Texten argumentative Brüche und rhetorische Verschiebungen. Sie sind nicht schlichtweg Ausdruck konzeptionellen oder sprachlichen Mangels. Vielmehr manifestieren sich in ihnen Strategien, die sich aus der kolonialen Situation ergeben, auf die sich die Briefe beziehen. Diese sprechen zwar nicht von Siedlungspolitik, Verwaltungsakten, Institutionalisierungen. Doch sie sprechen von territorialer Aneignung, ökonomischer Ausbeutung, kultureller Dominanz. Und auch hier gilt: Obschon nur Bahnen durch das fremde Territorium gelegt werden, auf denen die Goldsucher voranschreiten, ist dieses Territorium doch unabdingbarer Bezugspunkt der Texte. Es ist Ort der Produktion: Erst der spätere Redaktor des Drucks wird Huttens Briefe den in der Alten Welt geläufigen Textkonglomerationen inserieren. Und es ist zugleich Ort der ›Verschreibung‹: Hutten entwirft Venezuela als das Land, auf dem seine Hoffnung ruht und das ihm eine Form der Selbstbestätigung durch Selbstbehauptung bietet, die gültig bleibt, auch wenn sich die Hoffnung und mit ihr die Rückkehr aufschiebt. Die Briefe dienen dazu, den Aufschub zu übermitteln und zu begründen. Die Perspektive gegenüber den frühen Amerikatekten hat sich damit verkehrt: Versuchten diese, durch Herausstellung des Erreichten Unterstützung für weitere Unternehmen zu bekommen, so versuchen die Briefe plausibel zu machen, warum die Wünsche der in der Heimat Zurückgebliebenen zurückstehen müssen gegenüber den sich in der Neuen Welt eröffnenden Chancen.

Eine ›Verschreibung‹ also nicht nur insofern, als der Franke sich einem ungewissen, nicht leicht zu erwerbenden und zu behaltenden Glück ausliefert (wenn Gott will, sagt er, »das Land oder mein Leib muß es bezahlen«; S. 104). Eine ›Verschreibung‹ auch insofern, als er das fremde Territorium und das ungewisse Glück braucht, um eine fragile Situation zu erzeugen, in der es möglich ist, einerseits die Rückkehr hinauszuzögern,

andererseits den Bezug zur Heimat nicht zu verlieren. Die beiden Aspekte treffen zusammen in jenem beständigen, für den frühneuzeitlichen Adligen charakteristischen Betonen der Ehre, die auf dem Spiel steht und das Verweilen legitimiert. Dementsprechend oszillieren die Briefe zwischen mörderischen Strapazen und unverdrossener Zuversicht, zwischen eintönigen Stationen eines erfolglosen Weges und verdichteten Momenten der Sinnstiftung – Momenten wie der Passage, welche die im Kannibalismus gipfelnde absonderliche und eklige Nahrung während der Entrada beschreibt, der Passage, welche die nur knapp verpaßte Gelegenheit einer Begegnung mit Federmann ausmalt, und der Passage, welche die Wunderheilungen als Sinnbild eines gottgewollten Tuns deutet. Grenzerfahrung und Unsterblichkeitsgefühl, Auslieferung und Rettung, Hoffnung und Aufschub treffen in diesen Szenen wie in einem Brennspiegel zusammen.

Huttens Texte werden bestimmt von einem dokumentarischen Gestus. Sie wollen – schon mit der scheinbar selbstverständlichen Verwendung spanischer Wörter – objektives Zeugnis ablegen von der Situation des durch die Welser zu kolonisierenden Venezuela. Sie lassen aber auch, schwankend zwischen Begeisterung und Qual, subjektive Interessen erkennen, die sich in Strategien von Sagen und Verschweigen, Aufzählen und Verdichten niederschlagen. Mehr als bloße Bestandsaufnahmen und weniger als poetische Entwürfe, kann man in ihnen ein Paradigma frühneuzeitlicher kolonialer Texte ausmachen: Die Schrift begründet eine Verfügungsgewalt über das Fremde, eröffnet aber auch einen Raum, in dem diese Verfügungsgewalt sich den Prozessen der Semiose aussetzt, die destabilisierend wirken können. Das Epitaph für Philipp von Hutten, um 1550 in der Arnsteiner Kirche angebracht, hält zwar in Stein fest, daß Philipp »der sehnlichen Hoffnung, in sein Vaterland heimzukehren, entrisen« worden sei.³¹ Schon der etwa gleichzeitige Druck aber tilgt seinen Namen aus dem Amerikadiskurs. Die Sinnstiftungen des fränkischen Konquistadors, fragil und nur bedingt erfolgreich, überleben dort, wo die koloniale Situation überlebt: im Archiv.³²

31 Zu Grabmal und Epitaph siehe *Tod am Tucuyo* (Anm. 19), S. 153–157.

32 Für ihre kritische Lektüre des Beitrags danke ich herzlich Frau lic. phil. Natalie Schweizer.